**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine

**Band:** 29 (1947)

**Heft:** 5

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 31. Januar 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 5

# Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

## Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

## Zum Zuckerproblem

Wenige kriegswirtschaftliche Maßnahmen wirkten sich für weiteste Volkskreise so einschneidend aus, wie die Rationierung des Zuckers auf ein außerordentlich bescheidenes Maß.

Unter den europäischen Völkern gehören die Schweizer zu denjenigen, die viel Zucker konsumieren und daher ist die Zuckerknappheit zu einem eigentlichen Problem in der Ernährung geworden, das schon viel Kopfzerbrechen in Staat und Familie verursacht hat.

Zucker zählt, nach seiner Wortabstammung aus dem Sanskritnamen sarkura zu schließen, zu den uralten Kulturgütern der Menschheit. Allerdings dürfte er in seiner indischen Heimat erst nur als ein honigartiger Sirup bekannt gewesen sein, der aus der schwach zuckerhaltigen Pflanze Kasia gepreßt wurde und unter dem Namen Modhu schon weite Verbreitung fand. Erst um 300 n. Chr. scheint die Herstellung festen Zuckers im nördlichen Indien gelungen zu sein, und zwar aus der von den Eingeborenen bereits zum Zuckerrohr veredelten Kastapflanze. Durch arabische Händler, die dem Erzeugnis den Namen sukhar beilegten, gelangte die Kenntnis der Zuckergewinnung nach China und später auch nach dem Westen. Man pflanzte bald in fast allen damals bekannten tropischen und auch subtropischen Gebieten Zuckerrohr. Zu der Zeit der Kreuzzüge drang diese wertvolle Pflanze sogar vorübergehend bis Westeuropa und Sizilien vor. Trotz der ausgedehnten Verbreitung des Zuckerrohrs blieb der Zucker selbst sehr lange Zeit ein teurer Artikel, der noch im Mittelalter mit Fr. 30.— nach heutiger Währung pro Kilo bezahlt werden mußte. Kein Wunder, daß nur Fürsten und reiche Leute sich in jenen Zeiten am Genuß von Zucker erfreuen konnten.

Bis zum Jahre 1747 beherrschte der Rohrzucker unbeschränkt den Markt, denn erst da wurde durch den deutschen Chemiker Marggraf die Entdeckung gemacht, daß in der Runkelrübe der gleiche Zucker zu finden ist, wie im tropischen Zuckerrohr. Franz Karl Achard gründete, fußend auf dieser Entdeckung und einem von ihm erfundenen Herstellungsverfahren, im Jahre 1801 auf dem Gute Kunern in Niederschlesien die erste Rübenzuckerfabrik, die aber nur eine Zuckerausbeute von 2 bis 3 Prozent aus den verarbeiteten Rüben erreichte. Dieser geringe Ertrag war weiter nicht verwunderlich, da die Rüben zu damaliger Zeit nur 6 Prozent Zucker enthielten und dieser schwache Gehalt in den primitiven Prozeduren der damaligen Zuckergewinnung noch teilweise verloren ging. Der Zucker wurde daher nicht billiger und das neue Verfahren konnte dem Rohrzucker keinerlei Konkurrenz bieten. Das blieb so bis zum Jahre 1806 als Napoleon die Kontinentalsperre über Europa verhängte und kein Zucker mehr eingeführt werden konnte. Da nahm die Rübenzuckergewinnung ihren enormen Aufschwung. Durch sorgfältige Zucht wurde der Zuckergehalt der Rüben gesteigert. Bis zum Jahre 1890 brachte man ihn auf 14 Prozent und heute steht er bereits um weitere 4 Prozent höher. Die Verfahren der Verarbeitung verbesserten sich immer mehr, so daß der Zucker billiger und billiger wurde und zum Volksnahrungsmittel aufstieg.

In der Schweiz erzeugte man bis vor kurzem nur einen Zehntel des Bedarfs an Rübenzucker. Der ganze gewaltige Rest mußte für weit über 150 Millionen Franken eingeführt werden. Da dem Import nun knappe Grenzen gesetzt sind, hält man Ausschau nach anderen Zuckerquellen, die in die entstandene Lücke geleitet werden könnten.

Es gibt nun wohl weitere Zuckerlieferanten im Reiche der Natur, so in erster Linie das Obst. Unsere ganze Ernte enthält zum Beispiel einen Zuckervorrat von 50 gr je Schweizer pro Tag. Durch die Herstellung von Konzentraten aus Aepfeln, Birnen und Trauben wird nun ein Teil des Zuckergehaltes konserviert und leistet treffliche Ersatzdienste. Dieser Zucker entspricht allerdings nicht dem sonst gebräuchlichen weißen Fabrikzucker. Man unterscheidet in der Chemie einfache Zuckerarten, wie Trauben- und Fruchtzucker und zweifache, zu denen Rüben- und Rohrzucker gezählt werden. Diese letztere Zuckerart ist nicht etwa doppelt so nahrhaft, sie stellt in ihrem Aufbau aber eine Vereinigung der beiden einfachen Zuckerarten dar und kann zum Beispiel nicht gären, solange sie nicht aufgeteilt wird in die zwei einfachen Molekühle des Trauben- und Fruchtzuckers. Traubenzucker ist im Pflanzenreich eine sehr verbreitete Zuckerart, die man oft auch als Stärkezucker bezeichnet und die zumeist auch aus Kartoffelstärke gewonnen wird.

Zuckervorkommen, die schon ausgewertet wurden, sind in der Maispflanze zu finden, sowie im Saft einiger Bäume, wie des Zuckerahorns, des Oelmußbaums, der Birke und mancher Palmenart. Ferner findet sich Zucker in Wal- und Haselnüssen, Mandeln und Johannisbrot, im Nektar vieler Blüten, im Bienenhonig und auch in der Milch.

Wenn schon die Milch als Zuckerlieferant Erwähnung findet, so sei auch auf eine Industrie hingewiesen, die vor jetzt mehr als 550 Jahren im Entlebuch nach einer Blütezeit, in der sie Weltruf erlangte, erloschen ist: die Milchzuckerfabrikation. Sie war in jener Talschaft ein bäuerliches Gewerbe, das Generationen hindurch reichen Gewinn einbrachte. Ihr Anfang mag etwa 150 Jahre zurückliegen. Ein Küher soll nach der Chronik in einem Tuch Zieger aufgehängt haben, damit die Molke abfließe. Bei der Nachschau fand er am Boden schöne weiße Kristallkörner. Er brachte sie einem Apotheker, der ihm das Geheimnis lüftete und ihn anwies, wie man aus Milch Zucker fabrizieren kann. Seit dieser Zeit stellten die Bauern in Waschküchen und primitiven Fabrikationsräumen besonders im Dorfe Marbach Milchzucker her. Die Molke wurde 16 bis 22 Stunden in großen Kesseln eingedampft bis zur Sirupkonsistenz. Diese dickflüssige Masse goß man dann in ein flaches Gefäß, das man an einem recht kühlen Ort 48 Stunden unberührt stehen ließ, wobei der Zucker sich auskristallisierte. Das war dann der Rohzucker oder Zuckersand, den man in spätern Jahren auch noch zu raffinieren verstand. Der Milchzucker aus dem Entlebuch wurde bis in die Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts in bedeutenden Mengen auch nach Uebersee exportiert.

Obwohl der Zucker ein außerordentlich wichtiges Nahrungsmittel ist, wird seine Verknappung kaum zu gesundheitlichen Schäden führen, denn im Verdauungsvorgang wird der Zuckerbedarf des Körpers zu einem großen Teil aus der Stärke, zum Beispiel dem Brot, gewonnen. Natürlich spielt bei einer zuckerarmen Ernährung das Obst eine wichtige Rolle. Der immäßige Vorkriegs-Zuckerverbrauch des Schweizers, der zu dem Konsum vor 100 Jahren, soweit dies geschätzt werden kann, um etwa das Zwanzigfache höher stand, war der Gesundheit sicher nicht mehr zuträglich. Nach Forschungen von Prof. Veil soll die Zunahme der rheumatischen Leiden im Zusammenhang mit dem Süßigkeitenkonsum stehen. Er untersuchte tausende von Menschen auf den Zustand der organischen Zellengewebe des Körpers, weil er in der Verquellung und Verschlakkung die Grundlage der Rheumaentstehung sah und stellte dabei fest, daß jene Bevölkerungskreise in ihrem gesamten Bindegewebeaufbau am minderwertigsten sind, die am meisten Kuchen- und Konditoreiwaren essen. Nach andern Untersuchungen die Karase mit vielen Mitarbeitern durchführte, bringt zu starker Zuckerkonsum eine Schwächung der Knochen und Zähne mit sich. Wieder andere Forscher glauben an eine Schwächung und vermehrte Reizbarkeit des Nervensystems bei stoßweiser Zufuhr von reinem Zucker.

All diese Erkenntnisse werden natürlich nicht davon abhalten, der Zuckerknappheit mit allen Mitteln zu steuern. So ist der Zuckerrübenanbau in der Schweiz schon vor zwei Jahren um mehr als 11 Prozent gesteigert worden, in andern Ländern sogar bis zu 60 Prozent. Trotz den großen Anstrengungen, die gemacht werden, wird das Zuckerproblem durch die Erzeugnisse aus eigenem Boden wohl kaum zu meistern sein. Eine Milderung darf allerdings erwartet werden von den gesteigerten Anstrengungen in der Landwirtschaft und von den laufenden Verbesserungen und Erfindungen auf chemisch-technischem Gebiet, die neue Möglichkeiten erschließen und zu rationelleren Fabrikationsverfahren verhelfen.

E. R.

## Eine Werbeschrift

Unter dem Titel: Was ist der Schwesternberuf? Wer eignet sich dafür?

gibt die Schweizerische Pflegerinnenschule in Zürich, diese bekannte und leistungsfähige Stiftung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins eine sehr gut redigierte, und hübsch ausgestattete kleine Werbeschrift heraus. Nachdem der Pflegeberuf sich in den letzten Jahrzehnten aus primitivsten Arbeitsbedingungen heraus zu einem in den allermeisten Spitälern und Anstalten weitverbreiteten und gut organisierten Berufsstand heraufentwickelt hat, und in weitesten Kreisen das Gefühl der Verantwortung für die für das Volkswohl so notwendigen, ja unentbehrlichen Schwesternkraft geweckt und wirksam ist, wird es mehr als je nötig, nun auch wieder auf die positiven Seiten dieses schönen Frauenberufes hinzuweisen.

Die kleine Schrift beginnt mit den schlichten Worten:

„Schwester sein heißt da sein für andere: für Kranke, für Schwache, für Hilflose, da sein für alle, die der Hilfe bedürfen. Das bedeutet Verzicht darauf, sich selber in den Mittelpunkt zu stellen. Schwestern sind Frauen, die gerne geben, schenken, lieben wollen".

In diesen kurzen Sätzen ist das Wesentliche über die geistige und seelische Haltung ausgedrückt, die ein junger Mensch in diesen Beruf als Grundbedingung mitbringen muß, so quasi als conditio sine qua non — denn wenn diese fehlt, so wird er versagen und auch selber die große innere Befriedigung und Berufsfreudigkeit nie mals finden, die gerade das „Schwester-sein" in so hohem Maße schenkt, wie kaum je ein anderer Beruf.

Daß der Schwesternberuf, der sich auch in seiner protestantischen Form als Diakonissin und als freie Schwester aus der Katholischen Kloster-Tradition heraus entwickelt hat, heute alle diese, ihm noch bis in die letzten Jahrzehnte anhaftenden mit den klösterlichen Auffassungen verbundenen Beengungen endlich abgestreift hat, dafür zeugen nicht nur alle unsere modern und großzügig eingerichteten Pflegerinnenschulen und Schwesternhäuser, sondern das beweist vor allem die Tatsache, daß sich ihm junge Frauen widmen wollen, die keineswegs mit ihrem „weltlichen" Leben abgeschlossen haben, und denen es gar nicht darauf ankäme, in wie langer oder kurzer Zeit ihre Kräfte im Dienste Gottes und der Kranken verbraucht sein werden. Der Pflegeberuf ist ein Frauenberuf geworden, wie ein anderer, und doch wieder wie kein anderer, denn er stellt an jeden ihm sich verschreibenden Menschen, sei es Schwester, Pfleger, Arzt, so große Anforderungen eben an diese oben erwähnte innere Haltung, daß es sich immer um eine geistige Elite wird handeln müssen, die sich für diese Berufe eignet, in ihnen Tüchtiges leistet, und die große innere Befriedigung, die sie ihren Trägern zu geben haben, zu erleben versteht.

Die Schrift macht uns bekannt mit der Organisation der Pflegerinnenschule, Ausbildung in Kranken- und Wochen/Säuglingspflege, Besoldung, Freizeit-Verhältnisse und betont, daß sie durch die für den Beruf notwendige Erziehung, ohne Zwang und Engherzigkeit, aber auch ohne Disziplinlosigkeit und Oberflächlichkeit junge Mädchen zur Berufstüchtigkeit und zur Freude am Schwesternberuf heranbilden will. Die Leitung der Schule ist überall dafür besorgt, daß die wöchentliche Arbeitszeit von 60 Stunden, die Freizeiten, Freitage und Ferien eingehalten werden, wo dies nicht geschehen kann, liegt es meist am Mangel an genügenden Arbeitskräften, und muß von den Betroffenen eben ausnahmsweise durchgetragen werden aus jener see-

---

Nachdruck verboten

## Michaela

18

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Nach einer Pause, in der jeder der drei seinen eigenen Gedanken nachgesonnen hatte, bat Michaela:

„Darf ich noch einmal das erste Gedicht lesen? Ich sehe immerfort ein Bild dazu."

Der Meister reichte ihr das Buch:

„So unbeirrbar muß der Künstler sein. Immer nachjagend dem Wild, dem goldnen. Nicht abgelenkt durch die Dinge dieser Welt."

Michaela hatte den enttäuschten Vorwurf gespürt, der in seiner Stimme bei diesen Worten mitgebebt hatte. Sie las die Verse. Sie sprachen sie jetzt noch mehr als vorhin bei der Vorlesung an.

„Wer ist der Dichter?" fragte sie.

„Er ist tot", erwiderte der Meister.

„Tot", widerhallte Rafael wie von ferne.

„Wir müssen die Bilder auf einen Sarg malen", fügte der Meister hinzu. „Sie müssen, einem Vollendeten geltend, vollendet sein."

Michaela mußte an den schmalen schmucklosen Sarg von Hermann Hübscher denken und fühlte, wie sie diesen neuen Sarg bemalen werde als gelte es ihm, denn alle Dinge dieser Welt stehen in einem tiefen Zusammenhang, den wir in Träumen ahnen, der uns aber auseinanderbricht, sobald wir ihn ergreifen wollen. In diesen zauberischen Zusammenhang selbst eingefügt, las sie noch einmal das erste Gedicht. Dann stand sie auf. Sie bot dem Meister die Hand, ihm aufzuhelfen. Zum erstenmal sah sie ihm mit einem warmen rückhaltlosen Blick ins Gesicht.

„Danke", sagte sie. „Danke. Sie haben mir schon so viel gegeben."

Er legte seinen Arm einen Augenblick um ihre Schulter:

„Ich möchte Ihnen noch viel, viel mehr geben, Michaela."

Nun gingen die Drei am Strand hin, jeder für sich, und doch jeder ganz dem andern nah. Nachdem die beiden jungen Menschen den Lehrer noch zur Bahn begleitet und seinem großen schwarzen aus dem Zugfenster winkenden Schlapphut bis zu seinem Verschwinden nachgeblickt hatten, kehrten sie durch die Nacht zur Seeperle zurück. Unvermittelt begann Rafael wieder:

„Jetzt haben Sie schon ein Stück von ihm gesehen. Wie war er beim Nachtessen von einer wunderbaren freien Heiterkeit, wie ich ihn noch selten sah. Das haben Sie bewirkt nur durch Ihr Dasein. Nun werden Sie wohl, wenn Sie ihn besuchen, auch seine Frau und sein Kind kennen lernen. Das habe ich eigentlich bezweckt, darum habe ich das Gespräch darauf gebracht. Ich glaube, er vergißt manchmal ein wenig zu sehr, daß er gebunden ist."

Michaela erschrak in tiefer Seele.

„Ich glaube sie hat nicht viel Sinn für Kunst", fuhr Rafael fort. „Ich habe sie noch nie über Bilder sprechen gehört. Sie redet immer nur vom Haushalt. Ihr Sein Kind ist reizend. An ihm hängt er abgöttisch."

Michaela verstand, daß der junge Mensch ihr eine Warnung geben wollte und war ihm dankbar dafür. Und doch blieb ein schweres Fragen und Rätselraten in ihren Augen stehen.

Die Gäste in der Seeperle mehrten sich und mit ihnen auch Michaelas Arbeit. Die halbe Nacht las sie in den Gedichten und dichtete Bilder dazu. Sie sandte ihre Entwürfe dem Meister und erhielt kluge und belehrende Briefe zurück, voll Anerkennung und oft voll Staunen über das Gelungene. Wirklich durfte sie in einigen Wochen einen ganzen Tag ausbleiben. Wirklich setzte sie sich auf die Bahn und fuhr in die Stadt zu ihm.

Er stand schon wartend da mit seinem großen schwarzen Schlapphut, begrüßte sie fröhlich und führte sie in das große Atelierhaus, wo seine eigene und die Werkstätten der Schüler lagen.

„Zuerst zu mir," rief er, „Ich erwarte Sie schon so lange." Er öffnete eine Türe. Michaela sah sich erstaunt von Riesenbildern umgeben. Menschen bei verschiedenen volkstümlichen Beschäftigungen. Bauern, Seeleute, Bauarbeiter und andere mehr dazwischen lebensgroße Bildnisse und Familiengruppen. Die Schlichtheit der Darstellung, die Harmonie der Farben gefielen Michaela gut, doch irgend etwas vermißte sie, irgend eine Tiefe, es war ihr nicht sogleich in Worten faßbar. Er stellte ihr einige Bilder nacheinander auf die Staffelei, wobei er meinte, er könnte wohl einem Schüler rufen ihm behilflich zu sein, doch möchte er lieber seine kleine Seeperle noch einen Augenblick für sich allein behalten. Michaela sagte nach eifrigem Schauen:

„Jetzt sehe ich erst, was man bei Ihnen lernen kann, diese Freiheit, diese spielende Meisterschaft muß man erarbeiten. Das andere muß man selber mitbringen. Bei mir ist alles noch zu verquält."

Er stellte eben noch ein kleines Bild auf die Staffelei, vor dem Michaela erschrak: Sie sah sich selber, wie sie im Sande saß und mit geneigtem Gesicht auf die Gedichte lauschte. In diesem Bild war die Innigkeit, die sie in den anderen vermißte. Der Meister, der ihre Gedanken erriet, fragte:

„Fühlen Sie daraus was Sie mir sind? Fühlen Sie, kleine Michaela, daß Sie selber hier mir die Hand geführt haben? Nicht ich gebe Ihnen allein, auch Sie geben mir seit dem ersten Bild, das ich von Ihnen sah. Ich las Ihren Augen ab, daß Sie hier — er zeigte auf die großen Bilder — etwas vermissen. Dasselbe vermisse ich auch. Wir wollen einen gegenseitigen Bund machen: Wir wollen einander bereichern, einander unschenken mit unseren Gaben. Wollen wir das?"

Wie schon einmal hielt er ihr auffordernd die Hand entgegen. Zögernd legte sie die ihre hinein. Dann packte sie schnell ihre Zeichnungen aus, die sie mitgebracht hatte, und legte sie auf den Tisch. Er setzte sich auf einen Stuhl und nahm ein Blatt nach dem andern in die Hand, um es prüfend zu betrachten. Auf einen Zeichenblock daneben entwarf er Aenderungen, die er ihr vorschlug. Sie war entzückt von der Leichtigkeit, mit der er die wenigen bedeutungsvollen Striche hinsetzte, die eine ganze Gefühls- und Geschehensfülle umspannten. Er kam ihr wie ein Zauberer vor. Um ihm besser zusehen zu können, setzte sie sich auf die Seitenlehne seines Stuhles. Sie fühlte, wie, während er den Kopf

lischen Haltung heraus, daß die Liebe alles kann, und der Schwesternberuf im Dienste dieser göttlichen Liebe steht, ob es sich um die Nonne, die Diakonissin oder die freie Schwester handelt.

In Verbindung mit allen andern Schwesternhäusern ist die Schulleitung ständig um die Besserstellung ihrer Schwestern in jeder Beziehung, und um die wünschenswerten Erleichterungen im „Dienst" besorgt.

Eine Reihe hübscher Bilder führt anschaulich in die Arbeit und den Tageslauf der Schülerinnen und Schwestern der sogenannten „Pflegi" ein und wer die schön angelegten Gärten, die schönen Wohn- und Arbeitsräume, die behaglichen Schlafzimmer sieht, der muß sich sagen, daß in einer solchen Umgebung sicher gerne oft auch ein Maximum an Leistung gebracht wird. Dieses Maximum allerdings wird weniger in dem gut geregelten Betrieb der Schule verlangt als viel öfters in den Außenstationen, wo in Kantons- und Bezirksspitälern durch den unerhört intensiven Betrieb eben oft alle Dispositionen der Aerzte und Oberschwestern gestört werden, und die junge Schwester das lernen muß, was man unter „steter Bereitschaft" versteht und das, was als Wahrspruch über der Pflegerinnenschule steht: Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden! Es ist die Müdigkeit der Seele, die oft gefährlicher und schwerer zu überwinden ist, als diejenige des Körpers, die Sehnsucht nach Bewegung, Freiheit, Unabhängigkeit, Abwechslung, Konzerten, Filmen, Wandern, Ausspannen und dergleichen. Aber diese Sehnsucht kennen noch Abertausende von Frauen, welche vielleicht ebenso stark, ebenso angespannt in einer Lebensaufgabe angebunden sind und ausharren müssen, die ebenso ermüdend ist für Geist und Körper, ohne ihnen vielleicht auch nur einen Bruchteil all der Anregungen und inneren Befriedigung zu geben, welche das Leben der Schwester aufweisen kann, wenn diese Ohren hat zu Hören, Augen zu Sehen, und eine wache, lebendige Seele zum Mitschwingen in Freud und Leid in dem unaufhörlich um sie herum pulsierenden Leben. El. St.

## Brief aus der Bundesstadt

Liebe Freundin,

In meinem letzten Brief habe ich Dir versprochen, einige Ausführungen über Art. 4 der Bundesverfassung (BV) zu machen. Dieser Artikel lautet: „Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien oder Personen." Dieser Artikel scheint uns heute selbstverständlich, aber es brauchte doch eine jahrhundertelange Entwicklung, bis dieses Recht auf gleiche Freiheit durchgedrungen war. Das Prinzip der Rechtsgleichheit gemäß Art.4 ist von der Praxis zu einem allgemeinen, die ganze Rechtsordnung und staatliche Tätigkeit beherrschenden Grundsatz gestaltet worden. Es ist in ihm das Verbot der formellen Rechtsungleichheit für den Gesetzgeber und auch für die Verwaltung aufgestellt. Gleiche Gesetze und gleiche Anwendung der Gesetze für alle Bürger. Damit verbunden ist das Verbot der formellen Rechtsverweigerung und der Verweigerung des rechtlichen Gehörs für den Richter. Das heißt, jeder Bürger soll sein Recht vor einem Gericht geltend machen können, es muß ihm gestattet sein, seine Ausführungen in einem Streitfall vor Gericht vorbringen zu können. Tritt ein Gericht zum Beispiel nicht auf die Beweisanträge einer Partei ein, so hat der Betroffene das Recht, gestützt auf Art. 4 der BV mit dem Mittel der staatsrechtlichen Beschwerde an das Bundesgericht in Lausanne zu gelangen. Zahllos sind zum Beispiel auch die staatsrechtlichen Beschwerden wegen willkürlicher Besteuerung. Allgemein kann gesagt werden, daß der Bürger, sofern ihm gegenüber Art. 4 der BV verletzt wurde, mit der staatsrechtlichen Beschwerde an das oberste Landesgericht, das Bundesgericht, gelangen kann.

Du wirfst ein, daß die Rechtsgleichheit auch das formelle Recht auf gleiche politische Freiheit, das allgemeine Stimmrecht als Recht zur Teilnahme an eidgenössischen und kantonalen Verfassungs- und Gesetzesabstimmungen und zur Unterzeichnung von eidgenössischen Verfassungsinitiativen usw. in sich schließen müsse. Das stimmt. Ergo müßte der Frau auch das Stimmrecht gegeben werden, denn Art. 4 spreche doch von „Schweizer" und darunter sei jeder Bürger, auch die Schweizerin, zu verstehen. Daß der Ausdruck „Schweizer" in Art. 4 beide Geschlechter umfaßt, darüber herrscht in Theorie und Praxis kein Zweifel. Ich zitiere Dir in diesem Zusammenhang Art. 74 der BV: „Stimmberechtigt bei Wahlen und Abstimmungen ist jeder Schweizer, der das 20. Altersjahr zurückgelegt hat und im übrigen nach der Gesetzgebung des Kantons, in welchem er seinen Wohnsitz hat, nicht vom Aktivbürgerrecht ausgeschlossen ist." Tatsache ist nun leider, daß wir bis heute das Stimmrecht für Frauen nicht haben, woraus Du siehst, daß der Begriff „Schweizer" in unserer Bundesverfassung kein einheitlicher ist. — Aber, glaube nur fest daran, es wird sich schon ändern, unsere Männer sehen die Ungerechtigkeit ja ein!

Ich referiere Dir immer noch über den ersten Teil der BV. und da möchte ich Dich weiter auf Artikel 23bis aufmerksam machen. Er enthält für unsere Landesversorgung wichtige Bestimmungen. Der Bund unterhält die zur Sicherung der Versorgung des Landes nötigen Vorräte an Brotgetreide. Er kann die Müller verpflichten, Brotgetreide zu lagern. Der Bund fördert den Anbau von Brotgetreide im Inland und begünstigt die Züchtung und Beschaffung hochwertigen inländischen Saatgutes. All diese letztgenannten Bestimmungen stammen erst aus dem Jahre 1929, durch sie wurde den Lehren des ersten Weltkrieges Rechnung getragen. — Die BV enthält auch Bestimmungen über Wasserbau- und Forstpolizei, über die Schiffahrt usw. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle Bestimmungen aufzählen würde, aber Du hast Dir ja inzwischen für wenig Geld sicher die Bundesverfassung erstanden und kannst Dich selbst orientieren. Lies bitte Art. 31 der BV. Er bildet die Grundlage für die Handels- und Gewerbefreiheit: Die Freiheit des Handels und der Gewerbe ist im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet. Art. 31 entstand in Opposition zum Zunftwesen, zum Zunftzwang. Der einzelne Bürger soll das Recht haben, seinen Beruf frei zu wählen und auszuüben. Die freie Konkurrenz ist garantiert. Die Zahl der Erwerbstätigen in einem bestimmten Beruf darf nicht beschränkt werden. Heute ist jedoch die Handels- und Gewerbefreiheit eingeschränkt. Sie wird immer mehr tangiert. Solche Beschränkungen können natürlich nur gerechtfertigt werden, wenn sie im öffentlichen Interesse erfolgen. Art. 31 steht selbst solche Beschränkungen vor. So werden vorbehalten das Salz- und Pulverregal, die Herstellung, die Einfuhr und der Verkauf gebrannter Wasser usw. Oeffentliche Interessen gehen hier den Interessen einzelner Bürger vor. Denke zum Beispiel auch an das Absinthverbot!

In meinem nächsten Brief werde ich Dir über Erwerb und Verlust des Schweizerbürgerrechts berichten. Bis dahin liebe Grüße Deine Carla.

**Hotel Augustinerhof**

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 2577 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

## Sexualberatung in der deutschen Ostzone

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Demoralisierung in Deutschland ist auch die Diskussion um die Reform des Paragraphen 218 des ehemaligen deutschen Strafgesetzbuches (Schwangerschaftsunterbrechung) wieder neu aufgeflammt. Das ist deshalb nur allzu verständlich, weil die uneheliche Geburtenziffer in Deutschland sich in steilem Anstieg befindet und die Voraussetzungen für eine normale Kindererziehung nur in einzelnen landwirtschaftlichen Bezirken gegeben sind. Praktisch kommen strafrechtliche Verfolgungen wegen Verstößen gegen den § 218 denn auch nur noch äußerst selten vor; es werden davon so wenige der tatsächlichen Abtreibungen erfaßt, daß diese höchstens in einem Bruchteil von Promillen ausgedrückt werden könnten. Bis jetzt haben weder die alliierten Militärregierungen noch die deutschen Behörden große Anstrengungen unternommen, um der moralischen Verlotterung der Bevölkerung und vor allem der heranwachsenden Jugend mit wirksamen Mitteln entgegenzutreten. Leider ist es auch nur allzu wahr, daß Strafvorschriften und wohlgemeinte Ratschläge nicht viel nützen können, solange die objektiven Lebensbedingungen für die Mehrheit des Volkes nicht besser werden. So ist von den Behörden z. B. auch der Kampf gegen die Prostitution ziemlich aufgegeben worden, weil er unter den gegenwärtigen Umständen als aussichtslos bezeichnet werden müßte.

Erste Ansatzpunkte zu einer künftigen Sexualpolitik sind bis jetzt nur aus der Ostzone bekannt geworden, wobei man anscheinend zu den gleichen Methoden zurückgreift, die in der ersten Periode des Bolschewismus in Rußland Geltung besaßen. In zahlreichen Gesundheitsämtern der russischen Besetzungszone sind „Büros für Ehe — und Sexualhilfe" eingerichtet worden. Ihre Schaffung ist nun für größere Ortschaften obligatorisch erklärt worden. Für ihre Tätigkeit und ihre Kompetenzen veröffentlichte vor einigen Monaten die deutsche Zentralverwaltung für Gesundheitswesen ergänzende Richtlinien. Diese Büros stehen prinzipiell sowohl unverheirateten Personen wie auch Ehe- und Brautpaaren zur Verfügung. Prinzipiell sollen sie davon ausgehen, daß eine frühzeitige Eheschließung bevölkerungspolitisch erwünscht ist. Ueber die Einstellung zur Familie heißt es, daß aus gesundheitlichen und sozialen Gründen Kinder die Voraussetzung für das Leben der Nation bilden. Nur wenn gesundheitliche und soziale Verhältnisse es nicht gestatten, werden Verhütungsmaßnahmen als zweckmäßig angesehen, wobei erst in letzter Linie zu dem Mittel einer Schwangerschaftsunterbrechung gegriffen werden soll. Die den Büros zugeteilten Amtsärzte haben die Pflicht, die Ehegatten und die in freier Verbindung zusammenlebenden Personen über die Möglichkeiten der Schwangerschaftsunterbrechung aufzuklären und sie in dieser Hinsicht zu beraten. Außerdem werden die Apotheken angewiesen, die erforderlichen Artikel — falls Beschaffungsschwierigkeiten bestehen — in erster Linie an Personen abzugeben, die Rezepte der Aemter für Ehe- und Sexualhilfe vorweisen. Die deutsche Zentralverwaltung für Gesundheitswesen hofft zuversichtlich, mit der Einrichtung dieser Büros für Ehe- und Sexualhilfe eine Normalisierung der Bevölkerungspolitik in die Wege zu leiten. Ob ihr dies freilich allein mit diesen Maßnahmen — die freiwilligen Charakter haben — gelingt, darf auf Grund der allgemeinen Zustände vorläufig noch bezweifelt werden.

Nachdem es sich bei diesen Richtlinien um die unseres Wissens erste bevölkerungspolitische Stellungnahme aus Deutschland seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches handelt, kommt ihr natürlich eine gewisse Bedeutung zu. Wird nun mit den bevölkerungspolitischen Prinzipien des Nationalsozialismus gebrochen? Möchten dies nicht so ohne weiteres behaupten, obschon die russische Besatzungsmacht kein Interesse an einer demographischen Erstarkung des deutschen Volkes hat. In mancher Hinsicht ist sogar eine gewisse Parallelität nicht zu verkennen, so vor allem in der Stellung des unehelichen Kindes. Dieses wurde vom Nationalsozialismus prinzipiell dem ehelichen Kind gleichgeordnet und zwar ausschließlich aus bevölkerungspolitischen Erwägungen heraus. Tatsächlich konnte durch diese von oben befohlene Lenkung der Ehe- und Familienmoral die Bevölkerungsziffer in die Höhe getrieben werden. In den oben beschriebenen Richtlinien spricht man diese prinzipielle Gleichstellung nicht mehr so deutlich aus, sie bleibt aber doch noch durchsichtig genug, wenn ausdrücklich von den „in freier Verbindung zusammenlebenden Personen" gesprochen wird, was einer staatlichen Tolerierung des Konkubinats entspricht.

Die Richtlinien haben in katholischen Kreisen heftige Gegnerschaft gefunden. In süddeutschen Blättern wird über das Problem sogar ein Volksentscheid gefordert, wobei man unseres Erachtens übersieht, daß die materielle Not heute noch stärker ist als alle Glaubenssätze. Es geht sicher auch zu weit, wenn aus dem Wortlaut der Richtlinien ein offizielles Bekenntnis zur „freien Liebe" herausgelesen wird. Eine solche Interpretation trägt der Tatsache nicht Rechnung, daß in den Westzonen die Demoralisierung der heranwachsenden Jugend in der Regel nicht geringer ist als in der Ostzone. Darüber sprechen die Polizeiberichte aus Frankfurt am Main, Köln und Hamburg eine sehr eindeutige Sprache.

Werner Koenig.

## Politisches und Anderes

**Im Aargauer Großen Rat**

wurde vor überfüllter Tribüne über die Frage des Frauenstimm- und Wahlrechtes auf dem Gebiete der Gemeinde diskutiert. Es heißt, daß auf bäuerlichen Antrag nach zwei Stunden die Diskussion abgebrochen worden sei. Und dann haben die Räte mit 88 gegen 67 Stimmen beschlossen, nicht auf die Vorlage einzutreten. Also wird der Stimmbürger nicht darüber abzustimmen haben. Es scheint, daß in allen Ratsälen die Herren Räte fehlen, die über parteipolitische und persönlich-instinktmäßige Gebundenheiten hinaus in großen Zusammenhängen zu denken gewohnt sind. Wenigstens in dieser Sache. Was hätte wohl ein Augustin Keller heute in solcher Diskussion zu sagen gehabt?

**Interessante Details**

Aus dem Bericht des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes 1946 geht u. a. hervor:

Daß 489 Frauen, geschieden oder verwitwet, um Rückbürgerung ins Schweizerbürgerrecht ersuchten; 141 von ihnen wurden abgewiesen. Ein Teil der Rückgebürgerten mußte von den Armenpflegen unterstützt werden und erhielt total 366 100.— Fr., wovon Bund und Kantone den Gemeinden die Hälfte zurückvergüten. Vermutlich handelt es sich in vielen Fällen um Rückwanderer, die durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen alles verloren haben.

Daß merkwürdigerweise noch heute ein Vertrag existiert, der noch im März 1943 mit dem Dritten Reiche abgeschlossen wurde und demzufolge die Schweiz alleinstehende deutsche Frauen unterstützt, ohne daß damals das Dritte Reich für irgend ein Gegenrecht für Schweizerinnen in Deutschland bereit gewesen wäre. Diesem Vertrag zufolge haben 72 Frauen total 60 000.— Fr. Unterstützung erhalten (auch hier vergüten Bund und Kantone den Gemeinden die Hälfte). Der Vertragspartner existiert nicht mehr, doch führt die Schweiz die übernommene Verpflichtung weiter. Vermutlich handelt es sich um längst hier ansässige ältere Frauen, denen eine solche Unterstützung zu gönnen ist; es erinnert die Existenz dieses einseitigen Vertrages noch einmal an den furchtbaren Druck, den die Schweiz anno 1943 von seiten des Dritten Reiches ausgesetzt war.

**Natürlich!**

In Lausanne tagte der Vorstand des Verbandes schweizerischer Kellereibesitzer unter dem Vorsitz von Nationalrat Cottier. Einstimmig erklärte man sich gegen eine eidgenössische Getränkesteuer. Als Grund gibt man an, daß diese Steuer allein die Produzenten treffen würde.

Diese armen Produzenten, die es doch sonst auch verstehen, solche Verteuerungen auf den Konsumenten abzuladen. Als ob weniger Wein gekauft würde, wenn der Liter, wenn die Flasche wenige Rappen teuerer wäre. Wir sind doch ohnehin eines der Länder, das den größten Weinimport hat, also nicht genug Wein zu trinken bekäme am einheimischen. So ist nicht anzunehmen, daß der einheimische Wein länger in den Kellereien verbliebe, als ihm und den Kellereibesitzern zuträglich ist. Man empfiehlt dem Bunde dagegen eine größere Sparpolitik . . ., um dann gewiß laut zu protestieren, wenn es dem Bunde einfallen sollte, aus eben dieser größern Sparpolitik den Rebbau oder andere diese Herren interessierenden Dinge weniger hoch zu subventionieren.

**Ist es gut oder nicht,**

wenn Verbrechen mit allen Details in der Presse bekannt gegeben werden? Der Raubüberfall im Vieler Postgebäude war diese Woche so detailliert beschrieben, daß wir dachten, da können werdende Verbrecher sich wieder einmal Anregung und Beispiel holen. Anderseits hat die Radiomeldung dazu beigetragen, daß Dank der Initiative einer Taxihalterin in Moutier die Räuber sehr schnell gefaßt werden konnten. Es mag also auch eine abschreckende Wirkung von der Tatsache ausgehen, daß auch raffinierte Verbrecher meist sehr bald entdeckt werden.

Es wäre bei uns ausgeschlossen, daß ein Gangsterkönig, wie der berühmte Al Capone, der diese Woche in seinem fürstlichen Landsitz in U. S. A. gestorben ist, seiner Strafe entgehen würde, weil man die gesetzlichen Grundlagen zu seiner Bestrafung nicht hätte.

**Frau Eleanor Roosevelt**

ist von der Kommission für die Menschenrechte, einer Kommission der Vereinigten Nationen, zu deren Präsidentin gewählt worden. Wir hoffen, sie möge an diesem Platze erfolgreich wirken können. Mit Aktivität, Klugheit und Wärme wird sie ihre Aufgaben durchzuführen suchen. E. B.

---

näher in ihre Richtung neigte, seine Striche an tiefer Lebendigkeit gewannen. Plötzlich fiel ein: Heute werde ich seine Frau sehen und sein Kind, an dem sein Herz hängt. Dieses Wissen und diese Erwartung verliehen dieser lichten Stunde ihren dunklen Grund.

Dankbar nahm sie, als er am Ende war, ihre Blätter zusammen und sagte mit einem Seufzer:

„Jetzt habe ich wieder zu arbeiten. Ach, wenn ich nur mehr Zeit dazu hätte."

„Wir müssen sehen, daß das bald anders wird," entgegnete er. „Jetzt möchte ich Ihnen die Schülerarbeiten zeigen."

Er führte Michaela durch die verschiedenen anschließenden Räume, wo überall Schüler und Schülerinnen in weißen Kitteln eifrig an der Arbeit an großen Gemälden waren, die sehr den eben geschauten des Meisters glichen. Er stellte Michaela als junge befreundete Künstlerin vor, nickte allen freundlich zu und warf im Vorübergehen kritische Bemerkungen hin, die Michaela sofort als richtig empfand. Dem einen oder anderen nahm er den Pinsel oder die Kohle aus der Hand und gab seinen Worten deutlicheren Nachdruck. Manchmal griff er einer Schülerin spielend in die Locken oder drückte eine Hand vertraulich. Michaela fühlte, wie neugierige Blicke sie musterten, wie sich hinter ihr ein abschätzendes Tuscheln erhob. Der Meister gab ihr vor den anderen einen kleinen Klaps auf den Rücken und sagte.

„Jetzt gehen wir hinauf ins andere Stockwerk."

Draußen auf dem Gang bat ihn Michaela, doch den Rundgang durch die Klassen ohne sie zu beenden, an diesen Schülerarbeiten lerne sie ohnehin nicht so viel es sei ihr nur peinlich.

„Dann lasse ich die Schüler heute," rief der Meister fröhlich. „Ich gewöhne sie gern an freies selbständiges Arbeiten und widme mich nur meinem kleinen Besuch. Ich dachte Sie meiner Frau vorzustellen, doch hat sie heute Wäsche und nicht gut Zeit für einen Gast. Wir wollen ins Grüne fahren und es schön haben. Wir haben so vieles zu besprechen."

„Ich hätte gern Ihr Töchterlein gesehen," sagte Michaela enttäuscht.

„Das gibt sich dann ein andermal," meinte er leichthin. „Ich glaube, wir beide sind auf eine besondere Weise für einander da, die alle dritte Einmischung ausschließt."

Er verließ mit Michaela das Atelliergebäude, die Stadt, und führte sie auf Feldwegen in die Landschaft hinaus. Buchen- und Birkenwälder erhoben sich über den Wiesengründen auf den Hügeln vor ihnen. Er hatte Michaelas Arm unter den seinen geschoben und schritt fröhlich, fast übermütig aus, so daß sie Mühe hatte mit ihm Schritt zu halten, denn sie trug eine innere Last, die im Geheimen immer mehr anwuchs. Sie war glücklich, daß da jemand war, der sie ernst nahm, jemand zu dem sie wohl in jeder Weise hinaufsehen mußte, und doch war etwas in ihm, dem sie noch keinen Namen geben konnte, das ihr Kummer machte. Sie schalt sich selbst darüber, daß sie seine Freundlichkeit nicht harmlos hinnehmen konnte. Hatte er nicht recht, waren sie beide nicht auf einander angewiesen? Sie fühlte wohl, das was sie von ihm nehmen mußte, war mehr etwas von außen, Technik, Handhabung, und was er von ihr, etwas von innen, vom Grund, aus dem das künstlerische Gebilde hervorwächst. Sie wäre gern langsamer gegangen, um über alles dieses nachzudenken, aber er riß sie vorwärts, fast mit einem jünglinghaften Ungestüm, der ihr schlecht zu seinem Alter, seiner Stellung zu passen schien. Er erzählte ihr von seinen Arbeiten, Aufträgen, künstlerischen Kämpfen, wie er sich Schüler wisse der Alten und doch Anschauung und Technik sich selber in mühsamen Jahren erarbeitet habe.

In einer Waldschenke, wo er anscheinend gut bekannt war, bestellte er ein ausgesuchtes Mittagessen für sie beide, das ihnen in einer kleinen Laube geschmackvoll aufgetragen wurde. Die Forellen waren eben erst aus dem Bach geholt worden, der Wein war der älteste aus dem Keller. Er setzte sich neben Michaela und bat sie, ihn Klaus zu nennen, wie er sie Michaela nannte. Er stieß mit ihr auf den Stern an, der sie zusammengeführt hatte. Er sagte, im Winter werde er für Michaela eine kleine Wohnung einrichten, denn im Winter müsse sie künstlerisch arbeiten, und im Frühling, nein, nein, in die Seeperle solle sie nicht mehr gehen. Er habe ganz andere Pläne. Er legte sich im Stuhl zurück, den Arm um Michaelas Schulter gelegt, die Augen geschlossen, und sprach von einer Fahrt nach Indien, die ihm schon lange als höchste Glückserfüllung vorschwebte. Ein Kunsthändler warte schon auf die künstlerische Ausbeute dieser Reise, er habe sich verpflichtet Skizzen von dort jeweilen ihm zuzusenden. Für Michaela werde er sicher einen Vertrag mit einer Bilderzeitschrift zustande bringen, die für die eingesandten Bilder ihr die Reisekosten ersetzen werde.

„Die schönen braunen Menschen mit den edlen Gliedern, den träumenden Augen, an den Flußufern, im Waldesdickicht, mit den verwirrenden violetten Schattentönen, vor den schimmernden Tempeln, die Kinder, Michaela, die wie Blumen sind, auf dem Schoß der blumenhafen Mutter. Ich könnte mit keinem diese Reise machen als mit dir, mit keinem der Schüler und Schülerinnen, nur mit dir, die du selber zugleich Kind und Mutter bist, die du auch selber östlich durchblutet und der aufgehenden Sonne näher als wir bist. Wie wird es für dich ein Fest sein, denn hat nicht Leonardo da Vinci gesagt, die Seele, die ihren eigenen Leib erbaut hat, kehre auch in der Kunst am liebsten auf dieselben Maße zurück, also daß wir uns in Acht nehmen sollen, daß unsere Bilder nicht insgesamt Selbstbildnisse werden?"

Michaela nahm alle diese Worte mit Begierde auf. Sollte wirklich eine solche Reise möglich sein? Schon schweben ihr innige Bilder vor aus dem Lande der Schönheit, noch verhüllt wie hinter Schleiern, sollte dieses alles Wirklichkeit vor ihren Augen werden? Wie mußte sie vorher fleißig, fleißig sein, denn daß die Zeitschrift ihr den Auftrag gäbe, wäre nur möglich, wenn sie sich zuvor ausgewiesen hätte. Sie dachte an die Illustrationen, an denen sie arbeitete, ein paar neue Blätter fielen ihr ein. Sie dachte an die Landschaft vor ihrem Fenster, an deren überwältigende Größe sie sich noch nie herangewagt hatte. Mut mußte sie lernen, vor allem das eine, Mut.

Der Meister unterbrach ihre Träume:

„Vieles, vieles geht mir noch durch den Sinn, wie anscheinend auch dir. Nun sage mir, willst du wirklich

## Eine Fabrikfürsorgerin schreibt

**Bemerkungen zum Artikel unter „Politisches und Anderes", Frauenblatt Nr. 1, vom 3. Januar 1947.**

Unter der Rubrik „Politisches und Anderes" las ich in Nr. 1 des Frauenblattes die Bemerkungen über den Streik in einem großen Industriedorf des Zürcher Oberlandes. Diese geben mir Anlaß zu einer Antwort und einigen Betrachtungen.

Ich habe den Eindruck, daß sich die Schreiberin der betreffenden Zeilen anhand von Pressemeldungen zu orientieren hatte und die Verhältnisse in jenem Industriedorf nicht aus eigener Anschauung kennt. Es wird zwar richtig festgestellt, daß der Streik insbesondere von Frauen durchgeführt wurde, da ja die bestreikten 5 Firmen vorwiegend Frauen beschäftigen. Es wird berichtet, daß diese Frauen einen Kollektivarbeitsvertrag erzwingen hätten, um den beiderseits mit großer Zähigkeit gekämpft worden sei. Diese letzte Feststellung entspricht ebenfalls den Tatsachen, während aber von einem „Erzwingen" nicht die Rede sein kann, nachdem die Arbeitgeber bereits ein halbes Jahr vorher selber einen solchen Vertrag mit den Gewerkschaften wünschten und vor dem Streik über die einzelnen Bedingungen mit den Vertretern der Arbeitnehmer in Verbindung standen. Der endgültige Arbeitsvertrag bedeutet einesteils die Festlegung bereits bestehender Verhältnisse, andererseits aber eine Besserstellung des Arbeitnehmers, zu der sich die Arbeitgeber schon vor dem Streik bereit erklärt hatten. Wenn man den Gesamtarbeitsvertrag nach der dreimöchigen Arbeitseinstellung mit den Vorschlägen der Arbeitgeber vergleicht, so muß man sich tatsächlich fragen, weshalb der Streik ausgelöst wurde und kommt zur Ansicht, daß dahinter politische Motive maßgebend waren.

Vor allem haben die Frauen keine wesentliche Besserstellung erfahren und damit kommen wir zum Problem, an dem auch die betreffende Berichterstatterin Anstoß nahm: an der niedrigen Entlöhnung der Fabrikarbeiterin gegenüber dem männlichen Arbeiter, ihren Krankenkassenbeiträgen und vermutlich auch wieder niedrigeren Bezügen. In dem betreffenden Vertrag wird festgelegt, daß die Betriebsarbeiter einen Minimalstundenlohn von Fr. 1.30, die Frauen einen solchen von Fr 1.10 erhalten sollten. Die These „Gleiche Leistung, gleicher Lohn" fand mit Bezug auf die Stundenlohn-Ansätze der Frau keinen Anklang, obschon sie von einigen Arbeitgebern vertreten worden war. Es mutet ohnehin eigenartig an, daß bei den maßgebenden Verhandlungen von den Vertretern der Arbeitnehmer (den Gewerkschaften) keine Frauen ernannt worden waren, obschon diese den Streik durchführten, bei jedem Wetter Streikposten standen und zu jeder Tageszeit an Versammlungen, Orientierungen, Protestmärschen teilnehmen mußten. Die Notleide, die der lange Streik und der wesentliche Verdienstausfall bei der sehr geringen Streikentschädigung den Frauen brachte, ist minim. Immerhin ist und war es so, daß die Frauen trotz den niedrigeren Stundenlohnansätzen ein höheres Einkommen haben, als die Männer, sofern diese nicht eine Berufslehre (Schlosser, Schreiner usw.) gemacht haben. Die Frauen arbeiten vorwiegend im Akkord an den Spinnereimaschinen und haben inkl. Akkord in der Regel Stundenlöhne, die den Lohn der männlichen Arbeiter weit übersteigen. Im Gegensatz dazu besorgen die Männer meistens Hilfsarbeiten, bei denen kein Akkordlohn gegeben werden kann und deshalb der Stundenlohn etwa erhöht wurde. Es wird aber in diesem Falle praktisch der höheren Leistung der Frau entsprochen, deshalb sind auch die theoretischen Schlußfolgerungen im erwähnten Artikel nicht richtig.

Vor allem die Angaben über die Krankenkassenbeiträge ließen mich annehmen, daß diese ohne nähere Prüfung der Presse entnommen worden sind. Es wird erwähnt, daß Jugendliche Krankenkassenbeiträge von Fr. 1.50, Frauen von Fr. 2.—, ledige Männer von Fr. 4.— und verheiratete Männer von Fr. 5.— zu leisten haben. Diese Beiträge zahlt aber nicht der Arbeitnehmer, sondern der Arbeitgeber, wie ich dem Gesamtarbeitsvertrag entnehme. Es handelt sich dabei um einen Leilbeitrag und dem Arbeitnehmer steht es frei, sich mit einem x-beliebigen Beitrag versichern zu lassen und damit auch die Krankenkassenbezüge seinen Verhältnissen anzupassen. Damit werden auch die Folgerungen im Artikel „Immer das Gleiche" gegenstandslos, denn es ist also nicht so, daß die Frau als vermeintlich minder entlöhnte Arbeiterin wohl weniger Krankenkassenbeiträge zahlen muß, dafür aber vermutlich auch weniger beziehen kann. Wie die vorangehenden Ausführungen ergeben, ist im Gegenteil die Frau besser entlöhnt als der Mann, nämlich ihren Leistungen entsprechend, und es ist der Mann, für den der Arbeitgeber als dem wirtschaftlich schlechter gestellten Arbeiter verhältnismäßig höhere Beitragsprämien zu entrichten hat, was auch wieder richtig ist.

Nein, es ist also nicht unbedingt „Immer das Gleiche!" Es wird im Frauenblatt bewußt die Seite der Frau beleuchtet, ihre Schwierigkeiten, ihre Möglichkeiten, ihre Ansichten. Wenn die Darlegungen auf effektiven Tatsachen beruhen, hat dies seine Berechtigung, auch wenn dadurch Einsichtigkeit nicht vermieden werden kann. Man weiß ja wohl, daß es Zeitungen gibt, die es in bezug auf falsche Angaben nicht so genau nehmen. Als ein Frauenblatt stellt man aber höhere Ansprüche; man erwartet ein höheres Niveau und begnügt sich nicht nur damit, daß neben einigen gemessenen, wohlmeinenden Kritiken, die Tüchtigkeit und Fähigkeiten der Frau überall herausgestrichen wird und man im übrigen fast nur den lieben Gott einen guten Mann sein läßt.

LB.

## Bitte
## des Wesermünder Frauenausschusses an die Schweizer Frauen

Wesermünde-Lehe, im Winter 1946/47.

Frauen aus allen Parteien, Verbänden und Organisationen haben sich in Wesermünde (Bremerhafen) zusammengefunden, um Mittel und Wege zu finden, der tiefsten Not Einhalt zu gebieten.

Wesermünde ist durch den Krieg besonders schwer getroffen. 60—70 Prozent der Stadt ist völlig zerstört. Dazu sind ganze Straßenzüge in den unzerstörten Stadtteilen von der Besatzungsmacht beschlagnahmt, sodaß ca. 118 000 Einwohner auf engstem Raum zusammengedrängt sind. In hölzernen Landbuden, in Kellern inmitten der Ruinen, in unverschalten Dachkammern hausen ganze Familien. Kranke und Gesunde können nicht voneinander getrennt werden, sodaß selbst an Tuberkulose Erkrankte mit Gesunden in einem Bett schlafen müssen. Viele Ausgebombte, Flüchtlinge und von der Beschlagnahme Betroffene besitzen nicht einmal ein Bett, sondern schlafen mit einer Baumwolldecke auf dem blanken Fußboden in ungeheizten Räumen. Dazu stehen wir im Winter, der hier an der Nordseeküste besonders lang, rauh und kalt ist. Außerdem fehlt es vollkommen an warmer Kleidung, an Strümpfen und Schuhen. Solange es anging, liefen viele Kinder barfuß in die Schule. Zur Zeit müssen diese Kinder aber ganz auf den Unterricht verzichten, weil sie eben keine Schuhe haben. Den Schuhmachern fehlt es überdies für die noch vorhandenen Schuhe an Ausbesserungsmaterial: Leder, Garn, Gummi, Nägel. Zerrissene Kleidungsstücke und Strümpfe können auch nicht ausgebessert werden, weil es an Stopf- und Nähgarn, an Knöpfen und Flicken fehlt. Katastrophal ist die Bekleidungssorge für Säuglinge und die heranwachsenden Jugendlichen. Die Säuglinge kommen naturgemäß ohne Kleidung auf die Welt; zu kaufen für sie gibt es einfach nichts, und die Vorräte an alter Wäsche sind in den sieben Jahren verbraucht oder bei den Bombenangriffen verbrannt. Die Jugendlichen aber sind in den sieben Jahren aus ihren Kinderkleidern herausgewachsen, so daß es fast unmöglich ist, sie wenigstens notdürftig zu kleiden.

Erschreckend sind auch die Folgen der Seifennot: Hautkrankheiten, Krätze, Verlausungen nehmen rapide überhand.

Wir Wesermünder Frauen wenden uns deshalb an Euch Schweizer Frauen: helft die Not lindern, verschließt Euch uns nicht! Es ist uns unmöglich, ohne fremde Hilfe die Not zu bannen, denn wir Frauen sind alle in derselben Lage: ausgebombt, ausgewiesen, völlig verarmt. Wenn wir auch fast am Ende unsrer Kraft sind, haben wir dennoch den Willen, denen zu helfen, die der Verzweiflung nahe sind, und mitzuwirken an der Wiedergutmachung dessen, was das deutsche Volk an Schuld auf sich geladen hat.

Im Auftrag des überparteilichen Frauenausschusses
gez. Elisabeth Schwarz, Direktorin der kaufmännischen Lehranstalten.
Käthe Mohs, Hausfrau.
Gertrud Sommer, Vertreterin der Innern Mission.
Gertrud Neuhöffer, Vertreterin der Charitas.
Emma Hartmann, Wohlfahrtspflegerin der Stadt Wesermünde.
Frau Lahmann, jüdische Gemeinde.

**Alle Zusendungen erbeten an:**

Frau Direktorin Schwarz
Kaufm. Lehranstalten
(23) Wesermünde-Lehe
Hafenstraße 122
Land Hannover. Brit. Zone
Deutschland.

Frau Leonore Eckardt
Apenraderstraße 11a
(23) Wesermünde-Lehe
Deutschland. Hannover.

Alle Frauen, die den obigen Aufruf unterzeichnen, waren antifaschistisch eingestellt. Die Letztgenannte, Frau Eckardt, ist mir persönlich bekannt, und ich kann drum für die Wahrheit des Gesagten bürgen. Sie und Ihre Freundin, Frau Mohs, haben unter Hitlers Regiment die Berichte Fraters am englischen Radio abgehört. Die eine der beiden saß da, das Ohr am Apparat, der auf leisester Ton eingestellt war, und stenographierte die für das deutsche Volk wichtigen Mitteilungen, indes die andere Wache hielt, denn jeden Augenblick mußte man einer Kontrolle gewärtig sein. Auf das Abhören fremder Sender aber stand bekanntlich Todesstrafe. Später wurde das Stenogramm auf der Maschine vervielfältigt und danach die Zettel nachts heimlich in die Häuser geworfen, desgleichen eigen. Berichte, die von Frau Mohs häufig in die einprägsame Form des Spottgedichts gebracht wurden. Eines Tages gab der eigene Sender bekannt, man sei den Leuten, die diese Zettel verfertigten, auf der Spur, und die beiden Frauen verlebten einige Tage in angstvoller Spannung. Aber die Nachricht war falsch, man ist ihnen nie auf die Spur gekommen. Immerhin wußte man um ihre antifaschistische Einstellung, und Frau Eckardt ist unzählige Male von der Gestapo verhört worden. Ihr Mann, der nach England fliehen wollte, wurde drei Tage vor der Flucht verhaftet und ist im Konzentrationslager Auschwitz verschollen. Auch Frau Eckardt selbst war eine Zeitlang im Gefängnis als politisch verdächtig; selbstredend ist sie ihres sämtlichen Besitzes beraubt worden.

Mir scheint, daß wir Schweizer Frauen diesen unsern tapfern Schwestern helfen sollten, so gut wir es immer vermögen. Es ist eine Gedankenlosigkeit, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen, wenn man sagt: die Deutschen sollen ernten, was sie gesät, sollen dafür büßen, was sie andern angetan haben. „Die Deutschen" sind kein Sammelbegriff. Denn vergessen wir nicht, wer zuerst die Konzentrationslager füllte: keine Polen und Russen, nicht Norweger noch Holländer, sondern Deutsche. Deutsche, die den Mut zum Nein gegen das Hitler-Regime aufbrachten, Deutsche, deren Gesinnung, deren Glaubensrichtung sie in Widerspruch gebracht zum Nationalsozialismus. Und den Angehörigen dieser Tapfern sollten wir Schweizer beistehen, umsomehr als sie, die schon früher an Gut und Blut gebüßt wurden, heute schlimmer dran sind als die einstigen Bewunderer des Nazi-Regimes.

Daß doch meine Worte nicht ungehört verhallen möchten! Daß sie Eure Herzen und Hände öffneten!

Ida Frohnmeyer.

## Verständigung nach einfachstem Rezept

I.

Wieviel wird in unsern Tagen in Wort und Schrift von der Notwendigkeit der Verständigung der Völker als der Voraussetzung eines Dauerfriedens gesprochen — und wie wenig Fortschritt in der Schaffung dieser Vorbedingung ist vorhanden! Diese Erkenntnis versetzt einen in trauervolle Nachdenklichkeit und man verspricht sich nicht viel für den Frieden der nächsten oder gar der ferneren Zukunft.

Dann aber trifft einen doch von irgendwoher in der großen Welt ein Lichtstrahl und man fühlt sich plötzlich in einen schönen Frühmorgen versetzt: zunächst wird eine Bergkuppe von der aufgehenden Sonne erleuchtet, dann in einer ganz andern Richtung eine zweite und bald sind Berg und Tal von der Güte des Tagesgestirns überflutet. So schnell geht es nun freilich mit der Entwicklung menschlichen Tuns nicht, aber die sichtbaren Anfänge eines wohlbegonnenen Werkes tun einem trotzdem wohl, und in ihrer Betrachtung faßt man seinen eigenen Entschluß fester und tiefer, nichts zu unterlassen, was man in seiner eigenen Umgebung für das Werk tun könne.

In Sachen Verständigung der Völker erreichen uns gute Nachrichten einmal aus Ceylon und Indien. Nicht, weil große Politiker der verschiedenen Rassen jener Völker irgendeinen Vertrag miteinander abgeschlossen hätten! Nein, es sind nur die Pfadfinder und ihre erwachsenen Helfer — Lehrer und Eltern aus dem Volke — die, ohne Vertrag, sich zur Durchführung notwendiger Aufgaben zusammengeschlossen, ihre anfänglichen Organisationen weiter entwickelt haben und sich auch in den langen Kriegsjahren und politischen Wirren der eigenen Heimat nicht von ihren einfachen Absichten der praktischen Ausübung des Friedens abbringen ließen.

Die Insel Ceylon ist bewohnt von Buddhisten-Singalesen, christlichen „Burgern", d. h. Nachkommen holländischer und portugiesischer Pflanzer, Handelsleute usw., von Hindus aus Südindien, von Mohammedanern, Malayen, usw. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen!" In der Pfadfinderbewegung Ceylons aber finden sich die jungen Leute all dieser Völker, Kasten, Rassen, Farben und Religionen, findet sich „West und Ost" freiwillig zusammen zu gemeinsamen Aufgaben und trotz all dieser Verschiedenheiten, die doch wirklich Reibereien verursachen könnten, soll es in dieser Pfadfinderbewegung keine Probleme geben, die die Verständigung und den Zustand des Friedens in ihren Reihen gefährden könnten. Denn sie sind vor allem von einem Grundsatz beherrscht: vom guten Willen zum Frieden und gegenseitiger Rücksichtnahme.

Im letzten Vierteljahrhundert hat sich die Pfadfinderbewegung in den Städten und Dörfern der Insel Ceylon verbreitet, nun sollen auf der ganzen Insel auch die Landgegenden von ihr erfaßt und durch sie die Kinder in bessere soziale Zustände versetzt werden. Nicht weniger als 90 000 Pfadfinderführerinnen widmen sich den segensreichen Aufgaben.

II.

Im amerikanischen Kontinent hat eine junge Lehrerin die Initiative zur Verständigung der Jugend der verschiedenfarbenen Völker ergriffen. Ganz einfach geht sie vor, aber aus bemerkenswert weiser Erkenntnis der Wurzeln des Problems. Diese junge Lehrerin in San Francisco sammelt die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kinder ihrer Stadt nicht nur zu gemeinsamen Spaziergängen und Arbeitsstunden, sondern sie bringt ihnen durch ihre gesprächsweisen Schilderungen (anhand von Bild- und Kartenmaterial usw.) die Lebensweise der verschiedenen Völker der Erde bei, lehrt sie erkennen, daß deren „seltsame" Lebensweisen sehr oft im Klima und anderen Umständen ihrer Wohnheimat begründet liegen. Sie läßt die Kinder im Handarbeitsunterricht Modelle der Häuser, Kleider, Spielsachen usw. dieser fremden Völkerschaften anfertigen, damit sie ihr Verständnis vertiefen sollten und verwendet dabei nach Möglichkeit das Werkmaterial dieser Völker selbst: Raffia- und Kokosfasern und -schalen für die Gebrauchsgegenstände der Inselvölker des Pazifik; Hölzer, Steine und Metalle für die der europäischen Völker usw. Der Sammeleifer der jungen Lehrerin und ihrer Schüler soll darum eine sehr eifrige sein. Gesammelt werden auch Puppen in der Nationaltracht und der Hautfarbe der Völker und Schallplatten mit ihren Liedern, und nicht zuletzt Bücher. Aber mit diesen erlebt die Lehrerin viel Enttäuschung: denn wenige sind nach ihrer Ansicht in neutraler, den einzelnen Völkern und Rassen gerecht werdender Weise geschrieben, meistens wird irgend ein „feindliches" Volk oder eine Rasse darin herabgesetzt. So hat die Lehrerin große Mühe, den für ihr Ziel geeigneten Vorlesungsstoff zu finden. Die Verfasser der Bücher sind natürlich meistens Weiße, denn das Schrifttum der farbigen Völker ist ja nicht groß.

„Man kann die Farbigen nicht davon überzeugen, daß der Weiße an die Gleichwertigkeit aller Rassen glaubt, wenn man als Weißer eine überlegene Haltung den Farbigen gegenüber einnimmt, sondern man wird ihr Vertrauen nur gewinnen, indem man mit den Farbigen verkehrt und arbeitet als mit seinesgleichen", das ist die Ansicht dieser mutigen und weitblickenden Lehrerin. Was sie mit ihrem gemeinsamen Unterricht bezweckt, ist, Kindern aller Farben und Rassen und Religionen eine angenehme Umgebung zu bieten, wo sie ungezwungen miteinander umgehen, den gleichen Unterricht genießen, die Völker verstehen lernen können, damit sie in ihrem späteren Leben die Minoritätenprobleme, die ihnen immer begegnen werden, auf friedvolle Weise lösen lernen. Es ist der glühende Wunsch dieser jungen einfachen Person, ihr „Anfangszentrum der Rasseverständigung" an recht vielen Orten ebenfalls entstehen zu lassen. „Wenn man eine bessere Welt schaffen will, müssen die verschiedenen Menschenrassen untereinander als gleichwertig behandelt werden", ist ihre feste Ueberzeugung.

Sie steht damit durchaus nicht allein, maßgebende andere haben das auch erkannt. Aber daß es Tausende gäbe, die mit der Verständigung der Rassen und Völker auf so einfache Weise, nämlich im praktischen Alltag, beginnen würden!

-lc-

---

mit mir diese Reise machen? Willst du nicht mit einem andern gehen?"

Michaela sah ihn erstaunt an und sagte:

„Wer ginge denn mit mir?" Und dann errötend und leise, denn sie sprach sie zum ersten Mal:

„Ohne dich käme ich nie dazu."

Er fragte sie:

„Bedenkst du auch, so lange Monate kann man nur mit einem gehen, den man liebt. Liebst du mich denn, du Junge, du Zarte, Begnadete, mich alten irdischen Mann? O wenn du sagen könntest, ja. Weißt du, welches Glück mir das bedeuten würde?"

Michaela versuchte scharf nachzudenken ehe sie ihm eine Antwort gab. Sie merkte erst jetzt, daß sie die Zeit vermieden hatte, bei ihm, der ihr so nah, so viel zu nah war, mit ihren Gedanken zu verweilen. Sie hatte ihm so vieles zu verdanken. Wie Rafael gesagt hatte: er erkannte sie tief. Erkannt sich wissen und die Dankbarkeit dafür, ist das nicht Liebe? Er führte sie zur künstlerischen Reife. Er führte sie aus der Enge in die Weite der Welt. Wie ein kleiner Vogel möchte sie sich am liebsten im Umschlag seines Kittels bergen, ihre Hand möchte in seinen Aermel schlüpfen als ein Zeichen, des Kleinen, das sie war, das bei dem Großen Schutz und Hilfe suchte. War das nicht Liebe? Sie glaubte wohl, oder der Anfang dazu. So antwortete sie:

„Ja, ich habe dich lieb."

Er nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und küßte sie still während ihm Tränen in die Augen traten.

„Willst du mein Leben verwandeln? Mein zerbrochenes wüstes Leben zu einem schönen ganzen machen? Bist du dazu in meinen dunklen Kreis getreten mit deinem hellen Licht?"

Als sie nachher zusammen durch den Wald gingen, zog er sie nicht mehr vorwärts. Sie gingen langsam Michaela erzählte aus ihrem Leben, er hörte zu, und alles, was sie sagte, beglückte ihn. Sie spürte, wie er sich verwandelte. Auch er erzählte von seiner Kindheit und Jugend, und von der Mutter, an die Michaela ihn so stark erinnerte, von der ersten Liebe und dem ersten Liebesleid. Das Mädchen war ihm nicht treu.

„Dies Erlebnis machte mich, wie ich bin."

Wie ist er denn? fragte sich Michaela. Ach, sehr, sehr in Gefahr, das wußte sie. Sie hatte ihn mit den Schülerinnen gesehen, und wie war er mit ihr und zu Hause Frau und Kind. Wieder kam die ganze Bangigkeit über sie. Hatte er ihre Gedanken erraten? Er sagte unvermittelt:

„Zu Hause bin ich ohne Glück. Sie versteht mich nicht, sie versteht meine Kunst nicht. Sie hätte vielleicht einen Lehrer heiraten sollen, aber nicht mich. Schon lange hätte ich das Band gebrochen, wenn nicht das Kind wäre. Das Kind hängt an mir." Und er erzählte von einem lieben, zarten, blonden Kind.

„Um des Kindes willen trage ich das Joch. Um des Kindes willen bleibe ich in der Hölle. Sie kann ihm keine Bilder malen, sie kann ihm keine Geschichten erzählen, sie kann nicht mit ihm übermütig sein. Sie kann es nur zur Ordnung und zum Fleiß erziehen, ihm Stricken und Nähen beibringen. Wenn es mich vergessen könnte, wäre das ja nicht so schlimm. Was an künstlerischem Erbe in ihm schlummert, würde sicher, wenn es stark ist, einmal auferstehen. Deshalb denke ich auch an die Reise. Sie würde mich ein oder zwei Jahre von dem Kinde trennen. Es würde sich an das Alleinsein mit der Mutter gewöhnen. Das wäre meine Freiheit."

Michaela suchte das Gespräch wieder auf ihre nächste künstlerische Arbeit zurückzuführen, dieses alles bedrängte sie zu sehr. Wie vieles war geschehen, seit sie in der morgendlichen Frische, war es wirklich erst heute, heute morgen, aus dem Zuge gestiegen war? Er ging sogleich auf ihren Willen ein. Sie fühlte, daß sie ihn gewissermaßen lenkte, das war ihr eine Hoffnung.

Als ihr der Zug schon abfahren wollte und er ihr schon nachgewinkt hatte mit seinem schwarzen Schlapphut, sprang er plötzlich aufs Trittbrett und kam zu ihr in den Wagen.

„Nur eine kleine Strecke", sagte er, „nur als Kostprobe für unsere große Reise. Denkst du noch daran?"

Sie nickte. Freilich dachte sie daran. Wie könnte sie nicht an jedes Wort denken, das er ihr gesagt hatte?

„Ich habe viel zu überlegen", fuhr er fort. „Jetzt einmal für unsere nächste Zukunft. An deinem nächsten freien Tage komme ich wieder zu dir."

(Fortsetzung folgt)

## Helene Christaller 75 Jahre alt

am 30. Januar 1947

Eigentlich ist es erstaunlich, daß die hessische Schriftstellerin Helene Christaller, die nach den Worten ihres Biographen „die lyrische und melodienreichste Muse ihrer heimatlichen Landschaft besitzt wie auch „Schlichtheit und Aufgeschlossenheit, den Frohsinn und das natürliche Gottvertrauen fränkisch-hessischer Volksart" — ja, es ist erstaunlich und zugleich tröstlich, wie stark Helene Christaller auch bei uns beheimatet ist, wie groß die Leserzahl, die freudig nach jedem neuerschienenen Werke greift. Und die Zahl dieser Bücher ist wahrhaftig nicht klein. Denn vor 36 Jahren erschienen Roman „Gottfried Erdmann und seine Frau", der noch heute viele Leser findet, folgten über zwei Dutzend weitere Bücher: umfangreiche Romane und kleinere Novellenbändchen, teilweise mit geschichtlichem, oefter legendärem Hintergrund, teilweise dem eigenen Erleben, den eigenen Familienschicksalen entwachsen Hauptsächlich diese selbstbiographischen Werke sind es, die Helene Christaller eine große Lesergemeinde geschaffen — wir erinnern an „Mutter Maria", „Als Mutter ein Kind war", „Das Blaue Haus", „Meine Mutter", „Im Zeichen des Wassermanns" —, und zwar nicht weil Helene Christaller von außergewöhnlichen Schicksalen zu berichten gewußt hätte, sondern weil sie es verstand, just das Alltägliche, das Allgemeinmenschliche einfach und gütig, mit warmen Herzen und munterm, oft schalkhaftem Geist zu sehen und darzustellen. Sie trug, nach den Worten ihres Biographen zu einer Literaturgattung bei, die nicht allzu häufig vertreten ist, zur „guten, fesselnden, ungrüblerischen Unterhaltungsliteratur, die frei und fromm in einem ist."

Ida Frohnmeyer

## Die viertausend Tiere

Viertausend Tiere, todgeweiht —
Versammelt sind sie auf Bikini-i,
Dem Atoll — Eiland in dem Riesen-Ozean.
Nicht Opfer für erzürnte Götter —
Nicht zu ersühnen einer Menschheit Schuld
Sind sie die Todgeweihten . . .
Nein —
Vermessen wirft der Mensch
Sie in den Schlund des Abgrunds hin
Den für sich selbst er aufgetan,
Voran ihm jagt die Unschuld er hinein,
Daß sein Geschoß ihn umso sicherer treffe selbst
Je sichrer es die Unschuld trifft
Und läßt verbluten.
So gehn voraus ihm, die er vorgesandt —
Doch taumelnd folgt er ihnen
In noch tieftes Grab.

Margarita Marbach

## Die Mission der Heidibühne

Nach Romain Rolland hat ein Volkstheater drei Bedingungen zu erfüllen. Erstens soll es eine Stätte der Erholung sein, zweitens eine Quelle der Energie, welche die Seele aufrichtet und dadurch die Leistungsfähigkeit steigert. Drittens soll das Volkstheater der Erleuchtung dienen, d. h. Klarheit und Ordnung in das Chaos der Seele bringen. Niemand wird bestreiten, daß die Heidibühne ein Volkstheater ist, denn sie spielt fast Abend für Abend und oft am Nachmittag für Kinder und Erwachsene aus allen Kreisen, wobei die oben angeführten drei Bedingungen in schöner Weise erfüllt werden. Wie gut ein Theaterstück aufklären und belehren kann wird einem bei der Aufführung des „Eveli" nach einer Geschichte von Johanna Spyri deutlich bewußt. Vielleicht gibt sich doch da und dort ein Vater, der Zuschauer ist, plötzlich Rechenschaft, wie unrecht er tut, wenn er seinem Töchterchen zu verstehen gibt, daß er lieber einen Buben gehabt hätte. Das Eveli zeigt ihm nämlich, daß auch aus einem Mädchen ein sehr nützlicher, brauchbarer Mensch werden kann. Besonders die Kinder werden auf feine Weise auf Dinge aufmerksam gemacht, über die sie keine oder falsche Vorstellungen haben. Wie oft kommt es z. B. immer noch vor, daß körperlich Behinderte, Bucklige, Hinkende usw. von Schulkindern ausgelacht werden. Zwar sollten solche Vorkommnisse durch Aufklärung im Elternhaus vermieden werden können, aber wie oft fehlt es gerade daran. Mit Recht kann man sagen, die Welt sei weniger schlecht als dumm und hauptsächlich aus Dummheit schlecht. Nun erleben die Kinder im Theater, wie schmerzlich es für ein körperlich behindertes Kind ist außer der Bürde, die es durch die Krankheit zu tragen hat, auch noch dem Gespött der andern ausgesetzt zu sein. Und dann kommt ein Spitalzimmer auf der Bühne vor, mit einem freundlichen Doktor. Immer noch wird manchen Kindern der Arzt als der „Böhlimann" hingestellt und das Spikal als einen Ort, wo nur traurige Dinge passieren. Muß es einem dann verwundern, wenn diese Kinder zetermordio schreien, wenn sie zum Arzt oder gar ins Spital müssen? Wie so ganz anders erleben es die Kinder bei der Eveli-Aufführung, und zum Glück ist es nicht nur auf der Bühne so, sondern es gibt auch in Wirklichkeit so freundliche Aerzte und es geht noch in manchem Spital so gemütlich zu.

Daß bei dieser Aufführung auf schöne und unauffällige — weil unbeabsichtigte — Weise Propaganda für den Schwesternberuf gemacht wird, ist besonders lobenswert. Hier werden wieder einmal recht deutlich die positiven Seiten dieses Berufes dargestellt. Das Eveli nimmt sich nämlich liebevoll der Kranken im Spital an und wird bald zu ihrem Sonnenschein, der das verhärteste Herz aufzutauen vermag. Es wird Evelis heißer Wunsch, Krankenschwester werden zu dürfen, denn wer könnte besser andern Menschen Liebes tun, als eine Schwester, und was kann mehr innere Befriedigung verleihen, als Dienst am Nächsten.

Wer weiß, vielleicht fällt doch da oder dort ein Sämchen in ein Mädchenherz unter den Zuschauerinnen, aus dem eines Tages der Wunsch ersteht, auch Krankenschwester zu werden.

Wirklich, die Heidibühne hat manch schöne Mission zu erfüllen, und wir wünschen ihr recht viele Aufführungen in vollbesetzten Sälen.

A. W.-S

## Schweiz. Gärtnerinnenverein

**31. Generalversammlung Sonntag, 19. Jan., in Bern**

Diese alljährlich stattfindende Tagung wurde von ca. 80 Mitgliedern, vorwiegend aus dem deutschsprachigen Gebiet der Schweiz, besucht. Am Nachmittag konnten die Vereinsgeschäfte dank der flotten Leitung der stellvertretenden Präsidentin Frl. Schindler, Zürich und Frl. Jeannin, Kriens, in rascher Folge abgewickelt werden. Es wurden die verschiedenen Jahresberichte verlesen und genehmigt. Die Stellenvermittlung hatte im vergangenen Jahr bedeutend mehr Angebote als Nachfragen. Zur Diskussion stand auch die Lohnfrage, da es immer noch Kolleginnen gibt, die mit ungenügender Entlöhnung arbeiten müssen. Die letztes Jahr versuchsweise installierte Beratungsstelle hatte sich bewährt und konnte allen denen, die ihre Hilfe in Anspruch nahmen, gute Dienste leisten. Sie wurde deshalb definitiv als Institution des SGV. bestätigt und ihre Finanzlage gesichert. Der Mitgliederbestand bleibt sich gleich. Die Kassierin meldet einen kleinen Vermögenszuwachs, trotzdem wird der Jahresbeitrag für die Aktivmitglieder von 6.— auf Fr. 10.— erhöht um allfällige Mehrausgaben decken zu können. Der Jahresbeitrag an das Schweiz. Frauensekretariat wurde wiederum gewährt. Der Vorschlag des Vorstandes einen erweiterten Arbeitsausschuß zu bilden wurde unterstützt. Die einzelnen Ortsgruppen werden ihre Abgeordneten bestimmen.

Vorgängig der Generalversammlung wurden am Samstagnachmittag 3 interessante Vorträge gehalten. Am Abend kam der gemütliche Teil zum Austrag, wo die Gärtnerinnen mit Musik, Theater und allerhand künstlerischen Produkten ihre Vielseitigkeit in den Dienst der Geselligkeit stellten. Der Sonntagmorgen war wieder dem gärtnerischen Fach gewidmet. Fünf Kolleginnen erzählten in Kurzreferaten von ihren Erfahrungen in Erziehungsstätten.

Die nächstjährige Tagung wird in Basel stattfinden.

Hm.

## Frage:

Wir bitten um die genaue Adresse von A. L., der Verfasserin des Artikels „Allein" in Nr. 2 unseres Blattes.

Die Redaktion.

## Kleine Rundschau

### Ehrung einer Frau

Frau Dr. Francisca Baumgarten, Privat-Dozentin an der Universität Bern, wurde vom Ungarischen Komitee für Nationalisierung in Budapest zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

### Holland

Nicht Rußland sondern Chile hat eine Frau als Bevollmächtigte in den Niederlanden ernannt. Frau Carmen Vial de Senoret, die Witwe des ehemaligen Chilenischen Gesandten in Groß-Britannien ist die erste Chilenin welche einen so bedeutenden Posten in der Diplomatie erhält.

### Ein Freiwilligenheer kämpft gegen ... Erkältungen

Ein ganz merkwürdiges Experiment findet momentan in einem dazu eingerichteten Untersuchungszentrum in Salisbury, England, statt.

Die gewöhnliche „Erkältung" und deren Folgen kostet in Großbritannien nicht weniger als 40 Millionen Arbeitstage.

Der „Medical Research Council" will jetzt versuchen, das Erkältungsvirus zu isolieren, damit dann ein Vaczin hergestellt werden kann.

Nun aber sind bloß Menschen und Chimpanzees der „Erkältung" ausgesetzt. Somit wurde nach menschlichen Versuchskaninchen gefragt, die sich auch sofort gemeldet haben. Hausfrauen und demobilisierte Militärs, Studenten und Industriearbeiter, ja junge Ehepaare in den Flitterwochen beteiligen sich. Das letzte ist gar nicht so dumm, denn man muß für dieses Experiment zehn Tage zu zweit in einem Zimmer verbleiben und bekommt außer den Reisespesen drei Shilling im Tage. Der typische, „public spirit" zeigt sich bei den Arbeitgebern, indem sie ihren Arbeitern, welche sich beteiligen, während diesen zehn Tagen den vollen Lohn ausbezahlten. In jedem Zimmer ist Radio, Schachspiel, Damenspiel usw.

Das Schlimmste, was die Versuchskaninchen sich zuziehen können, ist ein milder Schnupfen, und das immerhin nur bei einem Viertel der Teilnehmer, weil drei Viertel Medikamente zum Einatmen bekommen welche kein Erkältusvirus enthalten. Und ... verschnupfte Flitterwochen sind vielleicht die besten Proben für ein Leben lang andauerndes Glück.

Jedenfalls, wenn das richtige Medikament gefunden sein wird, werden wir auf dem Kontinent von diesem durchaus „Englischen" Unternehmen die Früchte miterneten.

## Von Büchern

**F. E. Sillanpää: Schönheit und Elend des Lebens.** Roman. Werner Classen-Verlag, Zürich. Uebertragung aus dem Finnischen von Aduli Kaestlin-Burjam.

An dem neuesten Roman von F. E. Sillanpää „Schönheit und Elend des Lebens" muß man wie an eine Dichtung herantreten, spricht doch aus ihm vor allem der große Lyriker, der sich aber den Härten des Lebens nicht verschließt. Diese Bindung gibt dem Werk seinen eigenartigen Charakter.

Der dichterische Höhepunkt des Romans ist die Jugendliebe Martti Hongistos zu Anna Lepaa. Die Mondscheinnacht, in der die noch sehr jungen Menschen ihre erste Liebe erleben, ist von ahnungsvoller Schönheit umwoben, die zart vibrierendes, traumhaftes, unausgesprochenes in sich birgt... Erst nach vielen Jahren sucht Martti Hongisto, der ein sehr bekannter Schriftsteller geworden ist, Anna Lepaa wieder auf.

Sie ist inzwischen verheiratet gewesen, ist Witwe geworden, hat zwei erwachsene Kinder und muß allein ihren großen Gutshof verwalten. Martti Hongistos Schicksal hat sich aber so gestaltet, daß sein Familienleben immer disharmonischer geworden ist, so daß er es schließlich mit Frau und Kindern nicht länger aushält, sein Heim plötzlich verläßt und zu Anna Lepaa flieht. — Ihr Zusammensein wird für beide eine schmerzliche Enttäuschung, denn was sie einst in der Jugend so intensiv und echt erlebt haben, kann sich nie mehr wiederholen.

Nach Martti Hongisto, der Züge von Sillanpää selbst aufweist, steht Anna Lepaa dem Dichter am nächsten. Dies verrät die unmittelbare, starke Einfühlung und die Sicherheit, mit der sie gezeichnet ist. Damit erweist sich Sillanpää wieder als hervorragender Gestalter der Frau in all ihrer Vielfalt. Zu Silja, die Magd und Anna Vormisto aus dem Roman „Der Weg eines Mannes" kommt somit nun auch Anna Lepaa als die bis jetzt bedeutendste Frauengestalt Sillanpäas.

Verschiedene andere Gestalten, Frauen wie Männer, und Geschehnisse, denen es nicht an Spannung und Bewegung fehlt, weisen auf das Elend des Lebens. Bildhaft, nie gefühlsmäßig bleibt Sillanpää auch bei der Gestaltung der Schattenseiten des Lebens seiner hohen Kunst treu. In der Wirklichkeit fußen sie gleichzeitig dichterisch beherrschend, schildert er den finnischen Menschen in seiner Verbundenheit mit Natur und Schicksal.

„Schönheit und Elend des Lebens" fesselt als ein Werk, in dem ein großer Dichter mit sich selbst sich auseinander zu setzen sucht, um schließlich, durch die Gestalt Martti Hongistos zu resignieren. Denn als Anna Lepaa für immer Martti Hongistos Lebenskreis verläßt, kehrt er zurück zu seiner Familie, um wieder für seine Aufgabe als Schriftsteller zu arbeiten.

Die Bedeutung dieses neusten Werkes von Sillanpää ist nicht nur darin zu finden, daß der Dichter hier zum erstenmal das mit seinem ganzen Wesen aufs engste verwachsene finnische Bauernmilieu verläßt und in dieser Hinsicht einen neuen Weg einschlägt, sondern auch darin, daß es das persönlichste aller Werke Sillanpäas ist, wobei dieses Moment sich mit dem allgemein Menschlichen verschmelzt, was dieses Dichterwerkes höchste Steigerung bedeutet.

Aduli Kaestlin-Burjam.

### Das „Monatsblatt" des Bundes schweizerischer Schwerhörigen-Vereine

(30. Jahrgang, Schill & Co., Luzern) wendet sich an die „100 000 Schwerhörigen" der Schweiz. In den letzten Nummern finden sich interessante Angaben über die neuesten aus Amerika herübergekommenen Hörapparate, ferner biographische Notizen über den von Kindheit an schwerhörigen Basler Medailleur Hans Frei juristische Auskünfte usw. Die Leitung des Bundes schweizerischer Schwerhörigen-Vereine liegt in den bewährten Händen von Prof. Dr. Schlittler, Samaden.

## Veranstaltungen

**Zürich.** Lyceumclub. Rämistraße 26. Montag, 3. Februar, 17 Uhr, Gartenbausektion. „Städtische Anlagen und Alltstadtbilder". Lichtbildervortrag von Herrn Roland von Wyß, Stadtgärtner. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

**Sektion Bern** des schweizerischen Vereins der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerinnen. Vortrag von Fräulein Dora Lauterburg, Kunstmalerin über: „Vom Reichtum der Farben". Samstag, den 8. Februar 1947, 14.30 Uhr in der Frauenarbeitsschule Bern, Kanellenstraße 4. Der Vorstand empfiehlt seinen Mitgliedern beider Richtungen diesen Vortrag der geschätzten Berner Malerin, Frl. Lauterburg, und hofft auf zahlreiches Erscheinen.

## Radiosendungen für die Frauen

Die Sendung „Nur für Sie" steht Montag, den 3. Februar um 16.00 Uhr auf dem Programm. Dienstag, den 4. Februar um 16.00 Uhr wird „Musik für junge Mütter" geboten und Mittwoch, den 5. Februar um 16.00 Uhr wohnt man mit Trudi Greiner einer „Nachmittagsvisite bei einer Emmentaler Bäuerin" bei. In der Sendung „Notiers und probiers" werden Donnerstag, den 6. Februar um 13.45 Uhr die Kapitel „Plastik-Stoffe — In dieser Pfanne brennen alle Speisen an" behandelt. Während Freitag, den 7. Februar um 18 Uhr „die halbe Stunde der Frau" zwei Referaten gewidmet ist. Verena Gessner spricht über „Frauen im Louvre in Paris" und Elisabeth Thommen über „die Geschichte der französischen Frauenbewegung".


**Redaktion**
Frau Cl. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

**Verlag**
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Küchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Marnba
SCHAUMBÄDER
für die rationelle Schönheitspflege verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Werbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Frische Eier
Land- und Importeier, Gefriereier, Vollei pulver, Eiweiss kristallisiert, pulv. oder gefroren, freibleibend zu günstigen Tagespreisen
EIER & EIPRODUKTE
Lüchinger & Co. A.G.
BASEL, ZURICH, BERN, BUCHS
LUZERN, ST. GALLEN

Guy
ZURICH
Theaterstrasse 2
Tel. 24 26 78
Schöne Hüte

Lehrtochter gesucht in
Kunst-Stopferei
F. Haussener-Müller, Limmatquai 72, Zürich 1

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7